

Mitteilungen
des
**Oberösterreichischen
Landesarchivs**

3. Band

Festschrift
Ignaz Zibermayr



1954

In Kommission bei

HERMANN BÖHLAUS NACHF. / GRAZ-KÖLN

Das Jahr 1953 bot für das Oberösterreichische Landesarchiv Anlaß zu einem besonderen Gedenken. Denn am 2. Juni dieses Jahres vollendete Landesarchivdirektor i. R. Dr. Ignaz Zibermayr sein 75. Lebensjahr. Von diesen drei Vierteln eines Jahrhunderts waren 44 Jahre dem Dienste und dem Wirken im Oberösterreichischen Landesarchiv gewidmet. Die Freude nun, ihn noch lebensfroh und arbeitsfreudig unter uns zu haben, vereinte die Autoren der hier vorliegenden Arbeiten in dem Wunsche, ihm, der uns im Dienst das Vorbild und in der Wissenschaft ein teilnehmender Leiter und Führer war, als Glückwunsch zu seinem Geburtstag ein äußeres Zeichen unserer unverbrüchlichen Verbundenheit und Dankespflicht zu überreichen.

Erich Trinks

I n h a l t

	Seite
Bernhard Lidl von Mondsee (1729—1773). Von Hertha Awecker. Mit 1 Tafel	7
Ignaz Zibermayr. Persönliches und Fachliches rund um seine Selbstbiographie. Von Wilhelm Bauer	19
Archivgesetze. Von Walter Goldinger	26
Das Stadtarchiv in Freistadt und seine Geschichte. Von Georg Grüll	39
Das Stiftswappen von St. Florian. Eine heraldisch-historische Studie. Von Johannes Hollnsteiner	74
Zum Welser Buchwesen. (Spätmittelalter und Reformationszeit.) Von Kurt Holter. Mit 2 Tafeln	87
Die Altstraßen an der unteren Enns und im Raume von Steyr. Von Herbert Jandaurek. Mit 1 Tafel	104
Ignaz Zibermayr und das Vereinswesen. Von August Loecher	140
Baar und Barschalken. Von Theodor Mayer	143
Unbekannte Konföderationsurkunden für Kremsmünster aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Von Willibrord Neumüller O. S. B.	157
Die ursprüngliche Folienordnung im ältesten Seitenstettener Urbar. Von Petrus Ortmayr	165
Oberösterreicher in den niederungarischen Bergstädten. Von Günther Probst	173
Der Tabak im Leben unserer Vorfahren (unter besonderer Berücksichtigung von Freistadt). Von Karl Schendl	196
Wolfgang Khellner. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich. Von Friedrich Schober	213
Die St.-Anna-Zeche der Schiffsleute in Enns und ihr Archiv. Von Eduard Straßmayr	220
Jodok Stülz und die katholische Bewegung des Jahres 1848. Von Hans Sturmberger	233
Die Rechtsstellung des obersten Mühlviertels 1010—1765. Von Erich Trinks	256
Franz Grillparzer. Interpretatio christiana. Von Kurt Vancsa	284

	Seite
Neue Beiträge zur Pflege der Musik an der evangelischen Landschaftsschule und Landhauskirche zu Linz. Von Othmar Wessely	300
Familiengeschichtliche Aufzeichnungen der Jörger aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Von Franz Wilflingseder	337
Die Pläne zur Errichtung einer Landesbibliothek in Linz 1772—1776. Von Otto Wutzel. Mit 1 Tafel	353
Die ältesten Statuten des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Florian. Von Alois Zauner. Mit 2 Tafeln	359
Zur Geschichte der Schaubergischen Reichslehen. Von Alfred Hoffmann. Mit 1 Tafel	381

Ignaz Zibermayr

Persönliches und Fachliches rund um seine Selbstbiographie

Von Wilhelm Bauer †

Es war im Herbst 1892. Ich kam damals als Neuling in die vierte Klasse des Gymnasiums. Unter den Kameraden fiel mir zunächst einer durch seinen ziemlich wilden Haarschopf auf. Der Schopfträger war nun niemand anderer als Ignaz Zibermayr. Berührungspunkte gab es vorerst für uns nicht sehr viele. Er lebte in einem großen Kosthause, ich im Stiftskonvikt. Gemeinsam waren einstweilen unsere Lehrer, am gebietendsten unter ihnen unser Ordinarius, P. Norbert Gatscher. Der war nicht nur Professor der Alten Sprachen, nicht nur Direktor des Konvikts, der war noch viel mehr als dies, der war eine Persönlichkeit. Kretschmayr, der vor uns auch in Seitenstetten studiert hatte, behauptete stets, wenn er an die großen Reichsprälaten der ottonischen Zeit denke, dann erschienen sie ihm unter dem Bilde von P. Norbert oder unter dem von dessen Bruder Leonhard. Im übrigen hatten damals weder Zibermayr noch ich Gelegenheit, uns in Geschichte hervorzutun. Unser Geschichtslehrer war ein Freund weiter Reisen und in erster Linie Geograph.

Im Obergymnasium trat freilich ein anderer an dessen Stelle, ein frisch-fröhlicher Mann, der mangels anderer Möglichkeit seine Muskelkraft austoben ließ, indem er sich zwischen den Bankreihen auf und niederschwang. Er war ein kenntnisreicher Mann, der in Innsbruck die Vorlesungen fleißig mitgeschrieben hatte und seinem Gegenstande viel Interesse entgegenbrachte, später fast ganz im Sammeleifer aufging. Ob Münzen, Wappen, Autogramme oder Exlibris, alles trug er zusammen und bereicherte damit die Schätze des Gymnasiums. Wenn wir P. Joseph Schock verehrten oder besser gesagt, wenn wir ihn heiß liebten wie kaum sonst einen unserer Lehrer, dann galt diese Zuneigung nicht dem Historiker, sondern dem Manne, der wie kein anderer verstand, jung zu sein mit den Jungen. Und so blieb er bis zum Schluß fröhlich mit den Fröhlichen. Als er am Tage nach seinem Namenstag 1920 in die Ewigkeit einging, konnten seine Mitbrüder von ihm behaupten: „Josepho præsente afruit tristitia“.

P. Joseph hatte uns beide geschätzt, aber Zibermayr mit Recht den Vorrang eingeräumt. Der war ohne Zweifel unter uns

der Historiker. Ich hatte nie daran gedacht, ihm diese Stellung streitig zu machen, ich war froh, daß mir eine ähnliche bei Dr. P. Anselm Salzer, unserem Deutschprofessor, eingeräumt worden war. Für den Gymnasiasten ging es vorerst darum, Geschichte als Erzählung aufzunehmen. Wenn der Leiter der Schülerbibliothek, Dr. P. Robert Weißenhofer, Zibermayr als „seinen kleinen Historiker“ bezeichnete, so bewies dieser Pädagog von Gottes Gnaden auch da die Untrüglichkeit seines scharfen Blickes und die Gabe, die in einem jungen Menschen ruhenden Fähigkeiten aus ihm herauszulocken und ihm selber deutlich zu machen.

Auf die Dauer genügte Zibermayr die bloße Aufnahme geschichtlichen Wissens nicht. Daher seine Kritik an der Lehrweise P. Josephs, der erstaunlich viel Tatsachenkenntnisse, aber kein näheres Verständnis vermittelt habe. Selbst mit einem ausgezeichneten Gedächtnis ausgestattet, wiederholte P. Joseph wortgetreu die Vorlesungen, die er einst in Innsbruck zu hören Gelegenheit hatte. Wie er sie dort aus dem Munde Alfons Hubers vernommen hatte und sie uns vortrug, so hörte ich sie aus dem gleichen Munde einige Jahre später in Wien, wohin Huber inzwischen übersiedelt war. Das Geschichtsstudium war auf diese Art zu einer Übung des Gedächtnisses geworden. Dagegen aber revoltiert Zibermayr auch noch in seiner Selbstbiographie. Natürlich überwandene solche, die großes sachliches Interesse an dem Gegenstand hatten, auch ihr an sich schwächeres Gedächtnis. Das konnte ich an mir feststellen.

Dort nun, wo Zibermayr es beklagt, daß uns P. Gottfried Frieß als Geschichtslehrer versagt geblieben ist, rührt er namentlich mit der Erklärung: „Eigene Forscherarbeit ist eben auch im Lehrberuf unersetzlich“, an Grundsätzliches seiner Auffassung von Wissenschaft und von „Geschichte“ im besonderen. Wahr ist, daß Dr. P. Gottfried Frieß von uns fast scheu verehrt wurde. Es war nicht bloß ein gewisser weltmännischer Zug in seinem Auftreten, der auf uns Eindruck machte, man erzählte sich überdies, daß er vom Papst zur Mitarbeit an einem Regestenwerke nach Rom berufen worden war. Wir stellten uns darunter nichts Bestimmtes vor, wohl aber sahen wir Zeugnisse seiner Tätigkeit in manchem Programm unseres Gymnasiums und wußten, daß er vom Kaiser mit der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden war. Wenn ihm seine Mitbrüder, als er sechsundsechzigjährig 1904 starb, über den Sarg nachriefen: „Jam extinctum est lumen ordinis nostri, quod fulserat per patriam et ultra“, so sagten sie nicht zuviel. Auf dem Katheder hatte er eine viel wärmere, gemütlichere Art des Vortrages mit stark patriotischem Unterton. Natürlich vermochte er, der über Benediktiner und Minoriten in Österreich, über das Geschlecht der Chuenringer, über die Hussitenkriege, über den Bauernkrieg in Niederösterreich und über v. a. quellenmäßig belegte

Abhandlungen in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht hatte, vieles davon ganz anders in den Unterricht einfließen zu lassen, als einer der davon nur aus zweiter Hand, aus Büchern anderer, Bescheid weiß.

In gewissem Sinne kann man Dr. P. Gottfried Frieß und P. Joseph Schock als Repräsentanten zweier Formen des landläufigen Begriffes „Historiker“ einander gegenüberstellen. Vielleicht darüber hinaus auch des Begriffes „Geschichte“. Schlägt man das Grimmsche Wörterbuch auf, dann erfährt man, daß das Wort „Geschichte“ neun Haupt- und fünfzehn Nebenbedeutungen aufweist. Aber abgesehen von dieser Vielgestaltigkeit sind es schließlich doch zwei Erscheinungsformen, die uns immer wieder beschäftigen. Geschichte als Geschehen und Geschichte als Darstellung dieses Geschehens. Hierbei tritt die eigentümliche Tatsache auf, daß das Objekt der Forschung in die Form wissenschaftlicher Wiedergabe eingreift. Was wir geschichtliches Geschehen nennen, mit seinen schicksalhaften Verknotungen und raschen Wendungen und Kehren, stellt in der Farbigkeit seiner Bilder, in der überraschenden Art seiner Lösungen die Erfindungsgabe der Dramatiker nicht selten in den Schatten. Was Wunder, daß die beschreibende Wiedergabe der Begebenheiten dazu verlockt, sich künstlerischer Mittel zu bedienen! Kein Geringerer als Leopold von Ranke hat von der Aufgabe des Historikers behauptet, sie sei zugleich literarisch und gelehrt, die „Historie ist zugleich Kunst und Wissenschaft“. Dieses Nebeneinander von Kunst und Wissenschaft ist nicht unbedenklich. Fragt man junge Menschen, die sich dem Geschichtsstudium widmen wollen, nach dem Grunde ihres Entschlusses, so bekommt man meist zur Antwort, weil Geschichte so „interessant“ sei. Damit verschleiern sie aber nur die Tatsache, daß sie nicht vom Leben her zur Geschichtskunde kommen, sondern meist vom ästhetischen Genuß, den Lektüre oder mündliche Vorträge vermittelt haben.

Dies hängt wohl damit zusammen, daß in der Schule unter dem Titel Geschichte im Grunde nur der Stoffhunger befriedigt wird. Wer nicht zufällig einen geschichtlich interessierten Philologen zum Lehrer hat, erfährt nie, wie eine geschichtswissenschaftliche Erkenntnis zustande kommt. Er steht zum Gegenstand in einem ganz anderen Verhältnis als etwa der künftige Arzt, der als Septimaner Kröten jagte, narkotisierte und sie feinsäuberlich zergliederte. Der hatte ohne Zweifel einen schon ziemlich deutlichen Begriff von dem, was ihm in der Folge an Arbeitsleistung bevorstehen kann als Anatom, Biolog oder Physiolog.

Was zwischen dem geschichtlichen Geschehen und der wissenschaftlichen Darstellung des Geschehens (die wir beide mit dem gleichen Wort „Geschichte“ bezeichnen), was zwischen diesen beiden liegt, ist nichts anderes als die Geschichtsforschung. Die lebt für

die weitere Öffentlichkeit im Dunkel. Von ihrem Wesen, ihren Methoden und ihrer Bedeutung besitzen nur Eingeweihte einen Begriff. Es muß einer vom Schicksal sozusagen vorherbestimmt sein wie Ignaz Zibermayr, der auch auf der Hochschule von dem reinen Vorlesungsbetrieb wegstrebte und sich in München so wohl fühlte, weil dort fast jede Lehrkraft Übungen abhielt. Wenn man weiter zurückgreift, offenbart sich die providentielle Verknüpfung der Richtung seines Werdeganges mit dem Forscherwillen, bereits frühzeitig, nämlich in dem posthumen Geschenk, das ihm noch als Gymnasiasten nach dem Tode seines Paten zufiel. Ludwig Edlbachers Landeskunde von Oberösterreich. Geschichtlich-geographisches Handbuch für Leser aller Stände, (Neue Ausgabe der 2. vermehrten und verbesserten Auflage, Wien 1888) stellt sich zwar nicht als Forschungsarbeit dar, aber durch zahlreiche Angaben über gutgewählte Literatur wies sie doch in die Welt, die künftig die Welt Zibermayrs werden sollte. Es tauchen da nicht bloß die Elemente auf, aus denen er später sein „Noricum, Baiern und Österreich“ aufbauen sollte, Namen wie die von Franz Kurz, Büdinger, Wattenbach, Mühlbacher, Stülz, Czerny, Frieß u. a., die ihm noch geläufig werden sollten, wurden dort mehrfach genannt und lenkten den Blick leise in die Gesellschaft der Forscher, denen sich zuzugesellen ihm etliche Jahre später als Schicksal bevorstand.

Vom Schicksal vorherbestimmt war ihm ja auch, wie wir aus seinem Munde erfahren, der Beruf des Archivars. Zu ihm wurde er gedrängt, um nicht zu sagen fast gezwungen.

Was es mit der Forschung auf sich hat, war ihm allerdings nicht verborgen. Ihm brauchte man nicht erst zu sagen, daß der Gewinn neuer, unser bisheriges Blickfeld erweiternder Kenntnisse ein Glücksgefühl vermittelt, das über das ästhetische Lustempfinden weit hinausreicht, weiter, als es eine mit epischen Kunstmitteln geformte Darstellung bieten kann. Jede neue Entdeckung, jede Korrektur bis dahin geltender Ansichten erhöht unser Selbstbewußtsein. Bei H. Simonsfeld und bei dem großen Paläographen Ludwig Traube lernte er frühzeitig, zum Teil sogar vertiefter als das, was in Wien im Institut für österreichische Geschichtsforschung seiner harnte.

Zibermayr würde nicht altem Bauerntum entstammen, hätte er nicht von Anbeginn das Hauptgewicht seiner wissenschaftlichen Arbeit auf feste Quellengrundlage gelegt. Das Sammeln der Quellen, das Feststellen ihres Alters, ihrer Herkunft und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit wie die Untersuchung ihrer Echtheit – diese Vorfragen waren für ihn eine Selbstverständlichkeit, gehörte doch das Zurückgreifen auf die ursprünglichen Grundlagen geschichtlicher Erkenntnisse zum Alpha und Omega all seines gelehrten Wirkens. Wie das bei solchen vom Schicksal gezeichneten Persönlichkeiten

der Fall zu sein pflegt, haben sich in ihm körperliche und geistige Elemente zu harmonischer Einheit verbunden. Was anderen zum Schaden ausschlägt, Zibermayr wußte es zu seinem Vorteil zu wenden. Schlimmeres kann fast einem Gelehrten kaum zustoßen, als an seinem Augenlicht Einbuße zu erleiden, ist er aber zu anderem berufen, dann legt er eben als Sextaner die Reise- und Geschichtsbücher und den Karl May energisch zur Seite, läßt von aller Nacharbeit ab und verlegt sich mehr aufs Denken als auf das Lesen. Nicht zum Schaden der Sache, wie er bekennt. So wird ihm die Augenschwäche zu einem fördernden Element seines Schaffens. Sie wird ihm Ursache und vielleicht manchmal sogar Ausrede, vorerst auf das „abgeleitete Beiwerk“ zu verzichten und sich von Anbeginn an die Quellen zu halten und dann erst die Literatur heranzuziehen, was freilich auch nicht ohne Verwendung des Gesichtssinnes möglich war. Aber das Gebot, die Augen zu schonen, paßte ihm zu dem in ihm urtümlich wirkenden Verlangen, sich das eigene Urteil nicht durch fremde Schlußfolgerungen verwirren zu lassen.

Im Gegensatz zu allen jenen, die nie mit historischen Quellen in nähere Berührung gekommen sind, die aber auf der Grundlage abgeleiteter Darstellungen kühne Theorien aufzubauen unternehmen und als „Kulturphilosophien“ Aufsehen erregen, bleibt bewußt und absichtsvoll Zibermayr allenthalben stets der Forscher. In diesem Beruf ist er sozusagen Feinschmecker. Wie er selbst gesteht, läßt er sich mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten absichtlich Zeit, „um auch selbst einen Genuß zu haben“. So läßt er sich gern wie bei der St.-Wolfgang-Legende von den Quellen tragen und landet schließlich an einem ganz anderen Ufer, als er ursprünglich plante.

Was wir in bezug auf seine Augenschwäche feststellten, wiederholt sich in seinem Verhältnis zur Literaturbenützung. Die leidige Tatsache, daß Linz nicht wie eine Universitätsstadt über reichere Bibliotheksschätze verfügt, findet er ebenfalls bedauerlich, doch auch da wird ihm das, was andere hemmt, zum Nutzen. „Es ist ein Grundfehler der Geschichtswissenschaft allzusehr an dem Schrifttum und den dort vorgetragenen Lehren haften zu bleiben und viel zu wenig auf den Quellen aufzubauen“, klagt er in dem an Selbstbekenntnissen reichen Vorwort von „Noricum, Baiern und Österreich“. Wie er grundsätzlich die aus den Quellen gewonnenen Ergebnisse zunächst, ohne eine „fremde Brille“ zu benützen, niederschreibt und das Schrifttum in den rohen Entwurf erst hineinarbeitet, so sieht er in der Schwierigkeit, Literatur zu beschaffen, als Gewinn den Zwang und Anreiz, eigene Wege zu gehen.

Mit jeder Faser seines Seins ist Zibermayr Forscher und wieder Forscher. Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß der Typus, den er so vollkommen verwirklicht, nur so und nicht anders Form und Leben erhalten könnte. Fähigkeiten, die sich sonst gern aus-

schließen, Forschertum und Organisationstalent, haben in ihm eine außerordentlich fruchtbare Einung eingegangen. Das unbekümmerte Drauflosgehen auf ein Ziel, das er einmal als richtig erkannt hatte, das ist nicht nur das Bild des Verfassers von „Noricum, Baiern und Österreich“, darin spiegelt sich zugleich das Bild des Mannes, der allen Schwierigkeiten zum Trotz durch die vierundvierzig Jahre seiner amtlichen Tätigkeit, das ihm unterstellte oberösterreichische Landesarchiv zu einer administrativ wie wissenschaftlich aufgebauten Musteranstalt geformt hatte. Wenn er von sich behauptet, er habe nie mehr oder anderes sein wollen, als er war und ist, so drückt sich darin ebenfalls das Wesen seines Forschertums aus, das sich von der Spintisiererei derer fernhält, die alles besser wissen, aber nie zu tätigem Handeln kommen. In diesem Sinne meidet er in seinen Arbeiten alles Polemisieren, soweit es für den Fortgang seiner Untersuchung nicht unmittelbar notwendig und förderlich ist. Im Gegensatz zu denen, deren gelehrte Werke zu einem dauernden Streitgespräch werden, und die es zur Behauptung vor sich selbst und vor der Welt für nötig erachten, sich mit Gegnern auseinanderzusetzen, wobei sie sich bisweilen sogar künstlich Gegner konstruieren, steht Zibermayr ganz anders den Dingen gegenüber. Wer sich wie er vorerst unabhängig von dem, was vor ihm andere behaupteten, aus den Quellen ein Bild zu verschaffen sucht, für den ist es selbstverständlich, daß ihm zum Polemisieren wenig Raum übrigbleibt. Und noch weniger Lust dazu.

Nicht ohne tiefere Bedeutung ist es, was Zibermayr dort von sich sagt, wo er in seiner Lebensschau gewissermaßen die Bilanz über sein Wirken zu ziehen unternimmt, daß ihn nämlich nicht das Nachbildende, sondern das Neuschöpferische anziehe. Das mag im ersten Augenblick überraschen; denn „neuschöpferisch“? Ein Künstler kann dies von seinem Tun behaupten, aber ein Historiker? Der ist ja an die Quellen gebunden, die ihm zur Verfügung stehen. Zibermayr ist natürlich weit davon entfernt, aus eigener Phantasie etwas in das Dargebotene hineinzudichten, er will vielmehr nur sagen, ihm ist es darum zu tun, die geschichtliche Wahrheit zu erkunden, wie er sie sieht. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß ihm mit dem unvoreingenommenen Blick des geübten Forschers stets manches sichtbar wird, das den bisherigen Beobachtern entgangen ist. Das alles hingegen jedoch zusammenhanglos in der Luft, käme es nicht von einer Persönlichkeit, die den Mut aufbringt, dieses Neue, Andersgesehene auch auszusprechen und zu verteidigen. Mag auch mancher in solchem Vorgehen für die Exaktheit wissenschaftlicher Untersuchungsarbeit fürchten und sich lieber mit Bereitstellung des Quellenmaterials befassen, unsere Kenntnisse werden schließlich doch allein durch das dynamische Prinzip, wie es Zibermayr vertritt, erweitert und weitergeführt.

Halte ich Ausschau nach Forschern ähnlichen Gepräges, so taucht vor meinem geistigen Auge die Gestalt meines Freundes Hans Hirsch auf, der ja auch ein Freund Zibermayrs war. Wie dieser führte er ebenfalls sein Geschlecht auf altes Bauerntum zurück, das dann in Kleinbürgerlichkeit einmündete. Auch ihm stand ein altehrwürdiges Gotteshaus gleichsam Pate, als er die ersten Schritte zu höherer Bildung unternahm. Nach dem Besuch des Instituts für österreichische Geschichtsforschung verwirklichte ihm freilich das Schicksal, was es Zibermayr versagte, sich nämlich nur wissenschaftlichen Problemen hingeben zu können. Ansonsten war er aber in gleichem Maße Forscher durch und durch und gehörte wie Zibermayr zum Typus des dynamischen Forschers, der vielleicht auch einmal danebengreift, aber seinem Fache neue Wege weist. Als er dann Leiter des Instituts für österreichische Geschichtsforschung wurde, mußte er ähnlich wie der Direktor des oberösterreichischen Landesarchivs heftige Kämpfe um Bestand und Ausweitung seiner Anstalt ausfechten, mußte durch alle geschichtlichen Wandlungen unseres Vaterlandes, durch Republik, Ständestaat und das Dritte Reich lavieren.

Mit umso größerer Freude erfüllt es einen, daß dieser Vergleich nicht für beide Partner das gleiche frühe Ende gefunden hat. Während Hirsch aus tatenfrohem Dasein herausgerissen wurde, während sich sein Mund, der der Wissenschaft noch manches zu sagen gehabt hätte, für immer schloß, steht gottlob Zibermayr in voller Schaffenskraft unter uns, hat erst vor drei Jahren einen dickleibigen Rechenschaftsbericht über sein amtliches Wirken veröffentlicht und ihn als den „letzten“ bezeichnet. Dies gilt natürlich nur für seine Amtstätigkeit, nicht aber für seine Arbeitsenergie als Forscher. Für sie gibt es keinen „Ruhestand“. In dem Altherrenstübchen im Landesarchiv wirkt und webt zwischen den geliebten Büchern noch ein sehr jugendfrischer Geist, stets bereit, für sein Werk einzustehen, nie ganz zufrieden, was sein gelehrtes Schaffen erreicht hat, stets bemüht, das Geschaffene neu und fester zu unterbauen und zu sichern.

Dem Schicksal, dem er am Ende seiner Selbstbetrachtung den Dank ausspricht, sind im gleichen Maße seine Mitarbeiter und ist im weiteren Sinne auch seine Heimat verpflichtet.